

Predigt am 30. Januar 2011 in der Christuskirche, Stuttgart Matthäus 14,22-33

Liebe Gemeinde,

vielleicht erinnern sich manche noch an das Plakat oder die Werbeprospekte, mit denen letztes Jahr für den Ökumenischen Kirchentag in München geworben wurde. Das Foto zeigte zwei Jugendliche, die vor einer wunderschönen Bergkulisse vergnügt lachend über das glatte blaue Wasser eines Sees hüpfen. So leichtfüßig, wie man versucht, über eine Pfütze zu springen, gingen sie über das Wasser. Diese Bilder wurden am - oder besser: auf dem Chiemsee aufgenommen. Es ist keine Fotomontage, sondern man hatte Podeste fest unter der Wasseroberfläche verankert. Daher konnten diese Jugendlichen für die Fotos tatsächlich auf dem Wasser gehen.

Dieses Bild vom Kirchentags-Prospekt ist eine Anspielung auf unseren heutigen Predigttext, in dem auch auf dem Wasser gegangen wird, allerdings ohne Podeste oder Balken. Ich lese Matthäus 14,22-33 in einer neuen Übersetzung (Basis Bibel):

Eine dramatische Geschichte! Der See Genesareth, auch das galiläische Meer genannt, soll bei Sturm sehr gefährlich sein. Stürme üben auf Menschen eine große Faszination aus; es gibt es zum Beispiel an den Küsten der Nordsee oder des Atlantiks spezielle Hotels, die eine große Glasfront zum Meer hin besitzen, um den direkten Blick auf die tobende Brandung und Sturmflut zu ermöglichen, vor allem, wenn die Frühjahrs- und Herbststürme toben. Von drinnen, aus einer sicheren und trockenen Position, womöglich bei einem gemütlichen Kaffee, da lässt es sich gut zusehen, wie Wind und Wellen toben!

Weniger gemütlich, ja zuweilen lebensgefährlich ist es bis heute in einem Boot, sogar in einem großen Schiff, wenn der Sturm tobt und das Boot nicht mehr aus eigener Kraft vorwärtskommt. Die meisten von uns kennen das nur aus Filmen oder Fernsehen. Die Jünger Jesu waren immerhin Fischer, also aufgewachsen mit See, Wind und Wellen, sie waren Fachleute und kannten die Naturgewalten vor Ort ganz genau. Doch selbst sie konnten das Boot nicht mehr manövrieren, fürchteten vielleicht, selbst über Bord gespült zu werden. Wie klein und bedroht das menschliche Leben ist, wenn die Naturgewalten sich erheben, können wir ja im Moment wieder an den Überflutungen nicht nur auf der anderen Halbkugel dieser Erde beobachten. Wasser ist nicht nur der Stoff für alles Leben, sondern ist und war zur Zeit Jesu und der Bibel vor allem eine Macht des Todes, genauso wie ein Sturm, der Bedrohung, Gefahr und Tod mit sich bringen kann.

In dieser Sturmnacht auf dem See Genesareth geschah jedoch etwas Unerwartetes. Als die Jünger schon ziemlich lange mit den Wellen gekämpft hatten, kam Jesus hinter ihnen her. Er hatte noch eine Weile nach den Geschehnissen des Tages allein auf dem Berg gebetet. Und nun ging er im Dunkeln über den See, auf dem Wasser. Doch die Jünger dachten nicht daran, dass es ihr Herr sein könnte; sie glaubten ein Gespenst zu sehen. Ich denke, jeder wäre da erschrocken, wenn im Dunkel eine Gestalt auf dem Wasser auftaucht. Damals glaubten die Menschen, dass in schädigenden Naturgewalten Dämonen am Werk waren. Die Nacht und die Finsternis taten ihr übriges dazu, dass die Jünger in Panik gerieten. Obwohl die Jünger schon einige Wunder Jesu miterlebt hatten, obwohl sie wussten, dass er Macht von Gott hatte, obwohl Jesus ihnen sogar schon einmal in einem Seesturm zu Hilfe gekommen war und den Sturm zur Ruhe gebracht hatte, kam ihnen nicht der Gedanke an Jesus.

Die Situation ändert sich schlagartig, als Jesus die Jünger anspricht und sich ihnen zu erkennen gibt: Ich bin es! Habt keine Angst! „Ich bin es!“ Vordergründig verweist Jesus

damit einfach auf sich, auf diesen den Jüngern bekannten Menschen. Aber dieses „Ich bin es“ von Jesus sagte noch viel mehr: Es war die Formel, mit der sich sonst in der Bibel, im Alten Testament, Gott selbst offenbarte. Gott stellte sich Mose im brennenden Dornbusch mit diesem Satz vor: „Ich bin, der ich bin“. Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, hat dem Volk Israel das Meer geteilt, damit es trockenen Fußes vor seinen Feinden fliehen konnte. Von Gott heißt es in Hiob 9,8, er schreite über das Meer wie über festes Land. Wie Jesus das macht, dass er auf dem Wasser geht, interessiert den Erzähler dieser Geschichte nicht. Denn sie übertragen die Fähigkeiten Gottes auf Jesus. Jesus erweist sich hier in seiner Göttlichkeit wie Gott als der Herrscher über die Elemente. Warum aber sollte Gott, dem Schöpfer, in seiner Schöpfung etwas unmöglich sein? Jesus demonstriert seine göttliche Macht. Auch darüber kann man erschrecken, oft reagierten die Menschen erschrocken auf Jesu Wunder. Jesus ist, wie die Jünger schließlich überwältigt bekennen, wirklich der Sohn Gottes.

Bis hierher wäre dieser Bericht vom Sturm mit dem Gang Jesu auf dem Wasser eine Offenbarungsgeschichte, eine Geschichte, die Macht und Herrlichkeit Jesu mithilfe eines Wunders demonstriert. Das Erscheinen Gottes – oder in diesem Fall von Jesus - löst bei den Jüngern erst Erschrecken und Furcht, dann Ehrfurcht und Anbetung aus. Wir erinnern uns an die Hirten von Weihnachten, die durch die Engel ebenfalls erst erschreckt wurden, dann aber zur Krippe gingen und dort das Kind anbeteten.

Wie eigentlich immer, wenn Jesus ein Wunder getan hat, geht es hier aber nicht nur um eine Demonstration göttlicher Herrlichkeit, sondern um die Reaktion und den Glauben derer, die Zeugen dieses Wunders geworden sind. Mitten im Sturm wird der Fokus auf eine persönliche Begegnung zwischen zwei Personen gerichtet, nämlich auf Jesus und Petrus. Jetzt geht es nicht zuerst mehr um die Offenbarung des Gottessohnes, sondern um die Frage nach dem Vertrauen der Jünger. Petrus reagiert nämlich bei der Selbstoffenbarung Jesu geradezu stürmisch, ja er dreht völlig durch: „Herr, wenn du es bist, befehl mir, über das Wasser zu dir zu kommen!“ Da stockt einem der Atem. Schließlich war die Szenerie damals nicht so einladend und idyllisch wie auf dem oben erwähnten Kirchentagsplakat mit der glatten Seeoberfläche, und Podeste gab es schon gleich gar nicht. Es war Nacht, es war finster, der Sturmwind heulte, die Wogen brausten und schlugen über dem Boot zusammen, das füllte sich mit Wasser und schwankte wie verrückt, das Wasser türmte sich gurgelnd und aufgewühlt, kein gerader Schritt, kein fester Stand war möglich. Jeder weiß, dass der Mensch unweigerlich im Wasser versinken muss.

Und dennoch: Petrus will zu Jesus, er ist so überwältigt von seiner Gegenwart, dass er den Schritt aus dem Boot in diese wackelige und kochende Unsicherheit wagen will. Er will nicht ein Exempel statuieren oder eine alte Sehnsucht des Menschen, seine Grenzen zu überschreiten, erfüllen. Er glaubt einfach, dass mit Jesu Hilfe alles möglich ist, sogar das eigentlich Unmögliche. Er vergisst alles, außer, dass er zu Jesus will. Und Jesus sagt nicht: „Na, nun mal langsam, bleib mal lieber im Boot, ich komme zu dir!“, sondern er geht darauf ein, er ruft ihn tatsächlich zu sich her. Petrus steht zu seiner Entscheidung und steigt aus dem Boot. „Mann über Bord!“, so dachten vermutlich die anderen Jünger instinktiv. Doch die ersten Schritte gelingen, der Glaube an das Unmögliche erweist sich nicht als verrückt, sondern er trägt.

Dass Petrus auf dem Wasser laufen kann, das dient als Bild für etwas, was kein Mensch alleine schaffen kann, was aber im Vertrauen auf Jesus möglich ist. In dieser Bitte um das eigentlich Unmögliche zeigt sich der große Glaube und das Vertrauen des Petrus, der sich von Jesus gerufen weiß.

Diese unglaubliche Geschichte rückt uns sehr viel näher dadurch, dass Petrus dann doch nicht der Supermann ist, der cool auf den Wellen tanzt, womit diese Geschichte ins Märchenhafte abgleiten würde, sondern dass er, wie sicherlich die meisten Menschen in einer Extremsituation, doch noch Angst vor der eigenen Courage bekommt. Er sieht plötzlich auf den Wind und die Wogen und beginnt zu sinken. Dementsprechend bekam die Geschichte in vielen Bibeln auch die Überschrift: „Der sinkende Petrus“. Schade eigentlich, denn wichtiger als das Sinken ist doch, dass Petrus im Vertrauen auf Jesus den Schritt aus dem Boot getan hat, dass er ausgestiegen und auf dem Wasser gegangen ist. Wichtig ist, dass sein Glaube ihm diese Kraft geschenkt hat und dass der Glaube getragen hat. Dieses Vertrauen auf seinen Herrn hat ihn auch in seiner Angst nicht verlassen, denn er ruft zu ihm um Hilfe und Jesus hält ihn mitten in den tosenden Wogen fest. Welch ein wunderbares Bild. Selbst im Zweifel geht Petrus nicht unter, nicht aus eigener Kraft, sondern weil er gehalten wird.

Was machen wir jetzt mit dieser Geschichte? Ich glaube, es ist uns allen klar, dass das Erlebnis von Petrus niemand wiederholen kann. Aber die Geschichte ist trotzdem wahr. Es ist eine Geschichte für Menschen, die im Vertrauen auf Gott losgehen wollen. Die Bibel stellt uns viele weitere solcher Menschen vor: Abraham und Sara, die in hohem Alter das von Gott verheißene Kind bekommen haben. Nach menschlichem Ermessen unmöglich. Maria, die den Sohn Gottes zur Welt bringen sollte. Jairus, dessen Tochter gestorben war und von Jesus auferweckt wurde. Paulus, den die Begegnung mit dem auferstandenen Jesus buchstäblich zu Boden warf und der sein ganzes Leben umkämpfte. Sie alle haben Gott vertraut, und sie haben erlebt, dass er das Unmögliche tun kann. Sie haben in allen Zweifeln Gottes Treue erfahren. Gott führt uns an unsere Grenzen und zeigt, dass er sie überwinden kann, wenn wir ihm das zutrauen. Die Reihe der Beispiele lässt sich bis heute fortsetzen, und es sind nicht nur die „großen Zeugen“ wie Mutter Teresa: wenn Menschen auf Gott vertrauen, dann wird möglich, was nach menschlichen Maßstäben kaum möglich scheint, dann versinken Menschen nicht in Krankheit, Schuld und Unheil, sondern sie werden gehalten, gestärkt und geheilt.

Petrus hat diese Glaubenserfahrung gemacht, auch wenn er zwischendurch gestolpert ist. „Du hast zu wenig Vertrauen, warum zweifelst du?“ oder, in der Luther-Übersetzung: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“, hat Jesus ihn gefragt. Das muss doch heißen: Wenn du mehr Vertrauen gehabt hättest, dann wäre noch viel mehr möglich gewesen. Warum zweifelst du an mir, wo du doch weißt, dass du mir vollkommen vertrauen kannst? Warum fürchtest du dich vor Dingen, über die ich Macht habe? Warum vertraust du deiner eigenen Erfahrung mehr als mir?

Um dieses Vertrauen leben zu können, muss man den Schritt aus dem Boot wagen, die eigenen Sicherheiten hinterfragen und hinter sich lassen. Man muss dem Ruf „Komm!“ antworten. Für andere mag das verrückt aussehen, wenn man seinen Fuß aus dem Boot setzt. Verrückt ist es nach menschlichen Maßstäben. Aber Gott gibt den Halt! Zu dieser Erfahrung lädt Gott jeden und jede von uns ein.

Was das bedeuten könnte, muss jeder für sich selbst und seine Beziehung mit Gott durchbuchstabieren. Es kann einen Aufbruch in eine neue Lebenssituation bedeuten. Es kann Vertrauen auf Gottes Hilfe in einer Krise bedeuten, in der die eigene Stärke nicht ausreicht. Es kann in der Gemeinde den Beginn eines neuen Projektes bedeuten, das man sich bisher nicht zugetraut hatte. Die Konkretionen sind vielfältig. Gott möchte, dass wir im Vertrauen auf ihn losgehen, immer wieder. Dazu möchte ich mit einem Text einladen, den ich an den Schluss stelle.

Stell dir einen Steintisch vor und daneben einen fliegenden Teppich. Der Tisch ist massiv; seine Beine sind stark. Der Teppich bewegt sich auf gleicher Höhe wie die Tischplatte, aber er hat keine Stütze von unten. Du schaust den Tisch an, du schaust den Teppich, und Gott sagt: „Komm rauf!“

Der Tisch sieht stabil aus. Da weißt du, worauf du stehst, du kennst die Ecken und Kanten, du bist sicher, dass du nicht runterfällst. Deshalb bewegst du dich selbstverständlich in Richtung Tisch. Aber Gott sagt: „Nein, hier rüber!“

„Da rauf?“, fragst du. „Woher weiß ich, dass mich der Teppich trägt?“ Gott aber besteht darauf: „Ich sage dir, komm hier rüber!“

„Aber Herr,“ protestierst du, „da gibt es keinen Halt. Woher weiß ich, dass ich nicht runterfalle?“

Der Herr versichert dir: „Ich habe dich gerufen, ich trage dich. Ich bin es, der dich halten wird.“ Schließlich gibst du, wenn auch zögernd, nach. „Also gut, Herr, wenn du es sagst...“ Und so machst du die Probe aufs Exempel. Du drückst den Teppich nieder, und es scheint so, als ob er ein bisschen nachgibt. Aber er sinkt nicht völlig zu Boden. So nimmst du allen deinen Mut zusammen und kletterst auf den Teppich.

Plötzlich schwebst du! Du fühlst dich so lebendig! Jetzt weißt du ganz sicher, dass Gott dich liebt. Du kannst deine Freude fast nicht aushalten. „Menschenskinder, lieber Gott. Warum habe ich dir nicht geglaubt? Hätte ich früher auf dich gehört, hätte das neue Leben früher begonnen! Ich hätte schon längst begriffen, was Leben heißt! Also, vielen Dank, lieber Gott!“ Aber dann wird es etwas windig. Du fragst dich, was denn jetzt los ist. „Herr, lass das aufhören!“, bettelst du. Aber Gott lässt es nicht aufhören.

Der Wind wird heftiger, und du beginnst dich zu fragen, ob du wirklich so sicher bist. Du siehst dich um und merkst, dass der Herr nach und nach die Fäden aus dem Teppich zieht! Mit einem Satz springst du auf den Steintisch und fühlst dich augenblicklich wesentlich sicherer. Aber dann hörst du, dass Gott ruft: „Was machst du denn da drüben? Ich dachte, du wolltest mir vertrauen! Hast du nicht gesagt, du würdest alles verlassen und mir folgen?“ „Ja schon, aber ...“

„Also, dann vertrau mir auch! Lass mich alles wegnehmen, was du zu brauchen meinst. Ich will dir Freiheit schenken. Ich will ein neues Geschöpf aus dir machen. Aber du musst mir glauben, dass ich das tun kann.“

„Tu ich ja“, verteidigst du dich. „Aber könntest du wenigstens aufhören, die Fäden rauszuziehen?!“

Demütig kletterst du wieder auf den Teppich zurück. Wieder erlebst du die Aufregung. Wieder spürst du den Wind. Wieder schaust du dich um – und – hast du’s nicht gleich gewusst? Wieder macht sich der liebe Gott am Teppich zu schaffen und zieht die Fäden raus. Da hast du’s! Der Teppich wird immer fadenscheiniger. Der Wind wird immer stürmischer. Der Steintisch sieht so sicher aus. Du beginnst zu verhandeln: „Herr, warum kann ich nicht da drüben stehen? Ich wäre immer noch ein guter Christ. Ich würde jeden Sonntag zur Kirche gehen. Ich würde in Zukunft mehr Geld für die Armen spenden. Aber das hier ist mir doch zu gruselig.“

Aber Gott lässt dich nicht aus. „Vertrau mir nur!“ sagt er. „Da drüben ist nichts los. Hier spielt die Musik. Hier ist das Leben. Ich will deine Freude sein, ich will deine Hoffnung sein. Ich will dir alles geben, was du wirklich brauchst.“

„In Ordnung, Gott“, sagst du. Die Zeit läuft weiter, und du siehst, wie Gott weiterhin einen Faden nach dem anderen aus dem Gewebe löst – bis nichts mehr übrig ist als Gott selbst.

(Richard Rohr)

AMEN